

Das Leben schreibt Geschichten

Röbi

der Verdingbub

Röbi sitzt in Mamas Wohnzimmer auf einem Lehnstuhl. Dieser Lehnstuhl ist viel zu gross für ihn, obwohl er sich Mühe gibt, würdig und erwachsen dazusitzen. Ist es doch Röbis erster Besuch, seit er 16 Jahre alt geworden ist und sich rühmen kann, überdies seit acht Tagen seine erste selbstständige Stelle bekommen zu haben. Seine Hände liegen achtsam auf den engen langen Hosen, und sein Gesicht beginnt vor Stolz zu glühen, sobald er die erste Scheu des Wiedersehens überwunden hat und ins Erzählen gekommen ist. Den runden steifen Konfirmationshut hat er dicht neben sich auf den Tisch gelegt. Erst wollte er ihn gar nicht aus der Hand geben. «Es wäre Sünde, ihn zu vergessen», meint er am Schluss und dreht ihn ehrfürchtig vor unsere Augen hin und her, «die Pflegemutter hat 15 Franken dafür bezahlt.» (Gute Pflegemutter, diese 15 Franken wird dir der kleine Mann nie vergessen.)

Da sitzt er nun da in seinem Prachtsanzug, den ein kleiner Landschneider für ihn verkleinert und zurechtgeschneidert hat. Seine schwarzen genagelten Schuhe sind blendend gewichst. Röbi ist für sein Alter klein und gedungen, wie Landkinder sind, die von Kindheit an wie kleine Knechte arbeiten müssen. Sein kurzer Rücken ist vom vielen Bücken und Tragen auch nicht so schön gerade und gross geworden wie die Rücken unserer Stadtbuben. Auch in jedem Prachtsanzug wird er sich zeitlebens verraten, dass er schon als Kind Verdingbub und mancher Leute Knecht gewesen ist. Und doch liegt irgend etwas Zartes, Anmutvolles über dem Bürschlein. Irgendein rührender, Vertrauen heischender Zug um seinen Mund verrät, dass er nicht zu den unglücklichen Verdingkindern gehört hat, die in völliger Verstossenhalt und Hebeleerster Einsamkeit aufgewachsen sind. Röbi ist keiner jener seelisch verwahrlosten Buben, die uns im Gerichtssaal immer wieder begegnet sind. Wir haben ihrer so viele gesehen, dass uns Röbi wie ein Wunder vorkommt, das wir geneigt sind, über alle Massen schön zu finden. Denn was Röbi da so kindlich und absichtslos dahergestellt, ist ja keine erfundene, schön gefärbte Geschichte, sondern es sind seine Kinderjahre, von dem Tage an, da wir ihn als kleinen Knirps von seiner Mutter geschickt erhielten, um ihn hier seiner Pflegemutter zu übergeben, die ihn mitnehmen wollte in ihr kleines Heim, das da irgendwo in einem bernischen Dorfe an einem stillen Hoge klebt.

Röbi erzählt nur bruchstückweise und hübsch langsam. Wie der kleine Mann so dasitzt, ein wenig nach vorn gebeugt, wie ein Bauer nach Felerabend, und zugleich kindlich und erfahren zu uns redet, sehen wir förmlich das kleine, höchst bescheidene Heimtät, in dem er die acht letzten Jahre herangewachsen ist; es sind brave Leute, diese Pflegeeltern, die sich ehrlich Mühe gaben, aus dem fremden Buben einen rechten Menschen zu machen. Sie haben ihn Schaffen und Sparen gelehrt. Aber auf eine Art, dass der kleine Knirps, der schon mit einem richtigen Kinderleid beladen zu ihnen kam, dabei doch ein Zuhause gefunden hat. Das seht ihr, wenn er mitten in einer Episode sich unterbricht, um plötzlich zu sagen: «Die Leute sind überhaupt gut zu mir, immer mit jenem Schimmer delikaten Einverständnisses in Blick und Stimme, das bedeuten will: «Du weisst ja, ich gehöre doch nicht richtig zu den Leuten. Es ist nicht so selbstverständlich, dass sie gut zu mir sind.» Diese feine Reserve geht wie ein roter Faden durch Röbis sämtliche Schilderungen. In dieser Weise erzählt er auch von seinem Lehrer. Die einen rühmten ihn, die andern möchten ihn nicht leiden. Er, Röbi, hat ihn gut gefunden. Einmal, weil man so fix bei ihm Rechnen lernte. Ohne diese Fixigkeit im Rechnen hätte Röbi niemals so früh die gute Stelle in der Stadt bekommen. Aber es ist nicht nur das Rechnen gewesen, das jenen dör-

lichen Primarlehrer in den Augen des Verdingbuben Röbi zu einem guten Lehrer gemacht hat. Der Mann muss in seiner Schule wohl mehr Kleinbauern-, Tagelöhner- und Verdingkinder als Kinder von reichen Grossbauern um sich gesehen haben; Kinder, die meistens übermüdet zur Schule kommen, weil sie vor ihrem langen und beschwerlichen Schulweg schon wie richtige kleine Knechte gearbeitet haben. Mit Reden und Predigen ist da nichts zu ändern. Das wird auch jener Lehrer gut genug gewusst haben. Röbi weiss jedenfalls nur



Der Verdingbub

Aus dem Photobuch Senn-Käbler der Büchergilde Gutenberg

das eine, dass sein Lehrer eines Winters auf eigene Kosten ein ganzes Rudel Ski angeschafft und unter die Schulbuben verteilt hat. Nun konnten diese Buben den weiten Schulweg über die vielen steilen Höger hinunter auf Ski machen und kamen deswegen vielleicht sogar ein wenig lieber in die Schule. Aber natürlich gingen darob diese Ski auch öfters kaputt, so dass der Lehrer schliesslich eine Menge Geld ausgeben musste, um immer wieder Ski reparieren zu lassen und neue dazuzukaufen. Darob hat sich der Lehrer eben einmal entschliessen müssen, die Ski pro Winter mit einem Franken Mietgeld zu belegen. Jetzt endlich konnte man im Dorfe den leidigen neumodischen Ski, welche die Kinder von der Arbeit abhalten sollten, auf den Leib rücken. Es soll damals dem Lehrer nicht besonders gutgegangen sein. So gar beim Gemeinderat hätte er «vor» müssen. Aber trotz diesem grossen Gestrümpf im Dorf hätte sich der Lehrer halt gewehrt: Auch die Landkinder brauchten einmal ein wenig Freizeit. Auch ihnen täte etwas Sport bitter not. Sollten sie später immer zurückstehen, müssen vor andern jungen Leuten, weil man schon als Kinder vom Morgen bis zum Abend nur Arbeit von ihnen verlangte! — Röbi sieht uns eindringlich an, ob wir das alles auch begriffen. Jedenfalls hätte der Lehrer die Ski durchgesetzt. — Aber bei Röbi ist es doch nicht so rasch gegangen, bis auch er zu Ski gekommen ist. Sie kosteten ja jetzt immerhin einen

Franken. Doch da ist er eines Winters auf seinem Schulweg zu Tal im hohen Schnee vom Wege abgekommen und in den Bach gestürzt und dabei bald nicht mehr herausgekommen. Erst nach diesem Abenteuer hat auch Röbi von seinen Pflegeeltern den Franken für ein Paar Ski bekommen und Ski fahren gelernt. Als später der Lehrer einmal ins Haus gekommen und den steilen Hang gesehen, an dem er, Röbi, wohne, hätte er bas gestaunt: «an diesem Hoge könne man wohl ein Skifahrer werden ...» Am letzten Skirennen in jener Gegend ist Röbi sogar dabeigewesen. Sechzig seien gestartet, aber er sei der Sechsdreissigste gewesen ...

Es ist schade, dass jener Lehrer nicht dabeisein konnte, als Röbi diese Geschichte von den Ski erzählte. Sie hätte ihn vielleicht für manches entschädigt, das er auf dem steinigen Boden seines Dorfes erlebt hat.

Es tut Röbi gut, einmal so allerlei von sich erzählen zu können. Simpel und alltäglich ist ein Tag wie der andere vergangen. Im Morgengrauen, auf tauigen, nasskalten Feldern, beim Grasens, hat seine Arbeit angefangen. Grasens, im Stall helfen, die Milch in die Käserei fahren, heuen, emden, händöpfeln, holzen, in strengster Erntezeit einen Knecht ersetzen, das sind so die Pflichten, die Röbi vor und neben der Schule bei den Pflegeeltern und bei den Nachbarn erfüllt hat. Immer schon hiess es, neben der Arbeit zu Hause bei den Pflegeeltern, auch ein paar Rappen für Kleider und Schuhe bei fremden Leuten verdienen helfen. Und sobald für den Fünfzehnjährigen die Schule endgültig vorüber ist, wird er Handlanger in einer Sägerei. Ein kleiner Unfall nimmt ihm diese Arbeit. Aber ein guter Zufall verschafft ihm die Ausläuferstelle in der Stadt. Röbi ist stolz auf diesen Aufstieg, der ihm 80 Franken Barlohn und Kost und Logis gibt. Er weiss nichts von der sozialen Stufenleiter, bei der die rechten, feinen Leute erst viel weiter oben als beim Ausläufer anfangen.

Röbi gesteht uns schliesslich auch seinen grossen, unerfüllt gebliebenen Wunsch. Er hätte Schreiner werden mögen. Aber bei einem Schreiner in die Lehre eintreten zu können, hätte vierhundert Franken gekostet. Er stellt das ganz sachlich fest, ohne Kommentar. Wir wissen ja Bescheid. Vierhundert Franken sind etwas, das kein Mensch auf Erden für ihn auslegen könnte;



Sehr grosses
Radio-Lager
aller Marken und Preislagen der Modelle 1942 und 1943
Teilzahlung - Miete mit Anrechnung
Umtausch, Reparaturen

das ist für Röbi genau so selbstverständlich, wie es für andere Kinder selbstverständlich ist, dass ihre Eltern die äusserste Mühe darauf verwenden, alles für sie zu tun. Denn Röbi hat zwar als Verdingkind einen guten Pflegeplatz gefunden, aber doch jede, selbst die armseligste Verbindung zu irgendeinem Menschen entbehrt, den er sein eigen hätte nennen können. Deswegen ist er heute ja auch zu uns gekommen. Er hofft durch uns etwas von seiner Mutter zu erfahren.

Dieses Heimweh nach der Mutter ist Röbis zweites Geheimnis. Er mag zwar kaum mehr etwas wissen von der himmelstreichenden Armut, die sich in der Kammer seiner ledigen Mutter breitgemacht hat, kaum noch das Kinderleid wachhalten, in das ihn später die eifersüchtige Härte seines Stiefvaters hineingebracht hat, obwohl damals der kleine Knirps schon drauf und dran gewesen ist, sich hinter Trotz und Lügenhaftigkeit einen Schutzwall zu fabricieren, der mit den Jahren sehr gefährlich hätte werden können. Die herbe, gesunde Luft in dem kleinen Bauernhause seiner Pflegeeltern hat jene Wunden wohl vernarben lassen. Doch wach und lebendig geblieben ist die Erinnerung an die mütterliche Wärme, in die Röbi sieben Jahre lang, Tag für Tag, Stunde um Stunde, eingebettet gewesen ist. Aber es genügt nicht, dass damals, in den bittersten Krisenjahren, Armut und Arbeitslosigkeit das Leben von Mann und Frau oft zur Hölle machten. Zu gross, zu ausschliesslich, zu herausfordernd schien dem Manne die Liebe der Frau zu dem «fremden» Kind. Und die Qual dieser Eifersucht fiel nicht nur auf den Mann, sondern auch auf die Frau und auf das Kind. Tag für Tag sah die Mutter die Zeit näherkommen, da sie froh sein musste, das Kind wegzugeben, um nicht seine ganze Jugend zu vergiften.

Der kleine sechzehnjährige Mann ahnt nicht, was es seine Mutter damals gekostet hat, diesen Schritt zu tun. Er ahnt auch nicht das bittere Leben der Seinen, die jahraus, jahrein der nacktesten Lebensnotwendigkeiten nie sicher sind, weil der Mann es niemals zu einer dauernden, sicheren Existenz bringen kann. Was ist ein Handlanger unter vielen tausend Handlangern in einer grossen Stadt? Ein Familienvater, der in den langen Krisenjahren hoffnungslos zwischen Gelegenheitsarbeit und Arbeitslosigkeit hin und her gependelt ist und der jetzt im Kriege seine Familie mehr und weniger damit ernährt, dass er zwischen «Baudetachementen» und «freiwilligem Dienst» die Balance zum Existieren sucht. Dieses herrliche Leben, ewig getrennt von der Familie, ist nicht dazu geschaffen, Minderwertigkeitskomplexe auszukurieren. So bleiben Röbis Briefe unbeantwortet. Die Mutter ahnt wohl nicht einmal, dass er schreibt und nach ihr fragt. Sie hat auch dicht unter den Augen drei neue kleine Kinder zu versorgen. Was hätte es ihr, wenn sie wüsste, dass ihr ältestes Kind nun bei fremden Leuten aus der Schule gekommen ist, ohne die kleinste mütterliche Handreichung, das kleinste Zeichen elterlicher Liebe und Sorge zu empfangen; dass keine Seele da ist, die irgendwie dem Bürschlein helfe, zu jener Handwerkslehre zu kommen, die er sich so brennend ersehnt. Nein, dies alles weiss die Mutter nicht. So wenig wie Röbi ihre zermürbenden Nöte kennt. Und doch ist die Erinnerung an die süsse schützende Wärme der mütterlichen Arme noch so stark, dass sie auch die langen Jahre des Stillschweigens überbrückt. Röbi fürchtet nicht, sie hätte ihn vergessen können; er fürchtet nur, seine Briefe könnten sie auch weiterhin nicht finden und erreichen. Die neue Adresse, die wir ihm geben können, flösst ihm eine solche Freude ein, dass darob seine verständige Erwachsenenmiene wie weggeblasen ist.

Vier Tage später steht Röbi wieder vor



Hochkonzentrierte Nahrung

NAGOMALTOR

Vitamin-Gehalt unter ständiger staatlicher Kontrolle der Universität Basel

Entsprechend der Rohstoff-Einschränkung sind Banago und Nagomaltor nur zeitweise erhältlich.

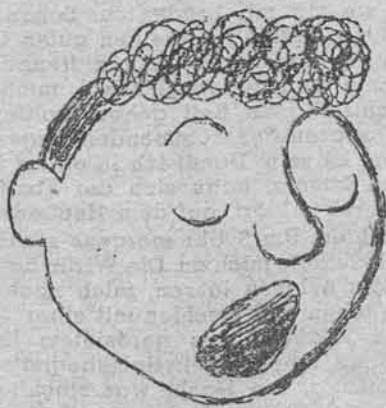
wie Nagomaltor verhilft zu erstaunlichen Leistungen. Alle wichtigen Nährstoffe und die Vitamine B₁ und D geniessen Sie mit



Bricht der Schweizer Film zusammen?

Hundertdreissigtausend Sitzplätze haben die dreihundertfünfzig schweizerischen Lichtspieltheater zu vergeben. Ueber neun Millionen Schweizer Franken rollen Jahr um Jahr zum grössten Teil ins Ausland. In der gleichen Zeit klettern die gesamten Ausgaben unserer Kinos auf die Höhe von einunddreissig Millionen! Braucht es weitere Argumente, als diese wenigen, unwillkürlich herausgegriffenen Zahlen, um zu beweisen, dass die Filmwirtschaft ein bedeutender Faktor ist? Nun, dies wurde schon vor Jahren erkannt. Die Stimmen verstummten nie mehr, die eine eigene Filmherstellung forderten. Da geschah im Jahre 1939 ein Wunder: Der «Füsilier Wip» wurde zu einem verblüffenden Erfolg. Dieser Erfolg war so gross, dass jede Ueberlegung fallengelassen wurde, und bald darauf schossen Firmen und Filme wie Pilze aus dem Boden. Ganze vierzehn Schweizer Filme wurden dem Publikum geboten — aber was für Filme! Heute erkennen wir, wohin uns dieser Weg geführt hat. Aber verwundern wollen wir uns nicht allzusehr. Bedenken wir, dass die «Filmhersteller» nicht Künstler, ja nicht einmal arbeitsfreie, seriöse und vertrauenswerdende Kaufleute waren! Sie erschienen via Leder-, Kohle- oder andern Spekulationsgebieten in das Filmrevier. Der «Artikel» war diesmal aus Zelluloid, und was man darauf bannte, erschien auf der Leinwand. Dass das Schweizervolk ins Kino gehen müsse, war ihnen so selbstverständlich, wie der Wehrmann in den Dienst einrückt. Zwar konnten sie keine Marschbefehle erteilen, aber dafür standen die Worte wie «Vaterland», «Heimat» und «Geistige Landesverteidigung» in jedem grossen Inserat. Nichtsahnend ging das Publikum in gutem Treu und Glauben in die Theater. Glücklicherweise verbarg die Verdunkelung die langen Gesichter, auf denen eine bittere Enttäuschung gemalt war. Ach — künstlerische Verirrungen und technische Mängel hätten die Leute hingekommen und mit jedem Film einen erfreulichen Fortschritt festgestellt. Sie hätten unserem Film die Treue

gewahrt, stets vor Augen haltend, dass die ersten Automobile schliesslich auch schreckliche Vehikel waren. Aber was geboten wurde, war aus Liederlichkeit, Gedankenlosigkeit und bedenkllicher Naivität zusammengesetzt, dass sich die Enttäuschung so weit entwickeln musste, bis wir zum gegenwärtigen Resultat kommen mussten: Der Schweizer Film hat seinen Ruf eingebüsst. Die letzten wirklichen Filmschaffenden, die aus Ueberzeugung und Liebe zu ihrem Beruf das heute sinkende Schiff nicht verlassen wollen, dürfen heute Werbefilme über Nähmaschinen, Zahnbürsten, Arzneimittel und couponfreie Artikel drehen. Die Abenteuer und Dilettanten haben sich verzogen und hinterlassen ein gesegnetes Erbe: Misstrauen und Enttäuschung. Eine grosse Schweizer Zeitung glaubt, dass man diese Krise damit erledigen kann, dass nun jedermann Drehbücher schreibt und wünscht, dass wir ein «Volk von Drehbuchautoren» werden. Der Erfolg dürfte darin liegen, dass die Verwirrung noch grösser wird, ganz abgesehen davon, dass es an guten Stoffen keineswegs fehlt. Aber noch liegen diese Stoffe, an denen vereinsamte Filmschaffende in jahrelanger Arbeit geschaffen haben, irgendwo vergessen herum. Vielleicht werden sie eines Tages



Sie hört Beromünster!

(Aus der Radio-Sondernummer des «Bärenspiegels»)

doch entdeckt und werden nicht mit kurzen Worten der Absage an ihre Autoren zurückgeschickt. Es ist wirklich so: In mancher kleinen Stube, in mancher Mansarde ruhen die guten Drehbücher — daran fehlt es nicht. Sie sind vorhanden und warten darauf, einmal verfilmt zu werden. In jahrelanger Arbeit sind Exposé für Kulturfilme ausgearbeitet worden, aber Kulturfilme stehen leider nirgends hoch im Kurs. Und wer hilft diesen Filmschaffenden über diesen toten Punkt hinwegzukommen? Wer unterstützt sie, um die Krise des Misstrauens zu überwinden, bis der Glaube wieder erwacht, dass auch wir Filme drehen können? Vorläufig niemand. Und so kommen wir zum anfangs erwähnten Resultat: Der Film «Maturareise» kostete die Hersteller ganze 251,000 Franken. Seine Einnahmen

betragen kaum 40,000 Franken. Der «Steilbruch», der einige glanzvolle Szenen enthielt, die gewisse Schwächen in jeder Hinsicht wieder ausglich, erntete 60,000 Franken, genau die Hälfte von dem, was er gekostet hatte. Die welsche Schweiz, die mit «Oase im Sturm» eine eigene Produktion hervorgerufen wollte, erlebte mit diesem Werk eine noch erschreckendere Niederlage. Für den Film «Manouche» (Jugend von heute) wird voraussichtlich ein Verlust von 70,000 bis 80,000 Franken zu buchen sein. Dass der Direktor der «Sarco»-Film sein Unternehmen auf Wechsellern aufbaute, die dann nicht eingelöst werden konnten, haben ihm eine schonungslose Verhaftung gebracht. Und der «Wilde Urlaub», der wohl zu niedrigsten Ausgaben hergestellte Film, ist ebenfalls zu einem Misserfolg geworden. Aber Herr Duttweiler, der die «Präsenfilm» finanziell unterstützt, hat sich nicht entmutigen lassen: Er hat ein neues Wunder vollbracht, das man ihm nicht streitig machen darf! Es gelang ihm nämlich, den Film einem Staat zu verkaufen, der bereit war, als Kompensation — Waren zu liefern, so dass die Schweizer Filmherstellung via Migros-Filialen gerettet werden kann. Dieser Husarenstreich, so verblüffend und elegant er auch erscheinen mag, kann die Trostlosigkeit der heute herrschenden Lage doch nicht ändern. Genau so trostlos ist auch die Tatsache, dass heute noch jedermann von einem Tag auf den andern eine Filmgesellschaft gründen kann, wenn er das Geld dazu besitzt. Infolgedessen sind die letzten Möglichkeiten dahin, die eine gewisse Garantie leisten könnten, dass in Zukunft wirklich nur noch jene Filme drehen, die dafür gelernt haben und überhaupt berufen sind. Wir können von Glück reden, dass in allen andern Berufsarten Gesetze vorhanden sind, so dass nicht Maler auf Lokomotiven, Coiffeure an den Häuserbau, Eisendreher in Operationsäle gehen dürfen! Aber in der Schweizer Filmherstellung ist dies möglich. Es ist eine Art «Wilder Westen», worauf sich jeder nach Belieben tummeln kann, bis er keinen mehr findet, der für dieses Roulette Spiel hohen Einsatz wagen will. Aber während die Filmschaffenden von einer Firma zur andern hüpfen, warten und zeitgemäss durchhalten — strömt wie durch geöffnete Dämme die ausländische Filmware herein und drückt den schwachen Schweizer Film schonungslos an die Wand. Und auf dem Gipfel dieser Wellen einer Filmflut schaukelt unsere Filmwochenschau, wobei die Theaterbesitzer ungeduldig darauf warten, dass sie bald irgendwo ans Land geschwemmt wird. Aber das Departement des Innern knüpft diesem Schiffelein immer wieder ein Loch entsteht, das Leck mit weiteren Krediten. Nun, man soll es ihr nicht missgönnen: Hier und da erhebt sich über allerlei Belanglosigkeiten ein restlos gegläckter Streifen, und der ist gerade lang genug, um unsere schlechte Laune wegzuwischen. Was aber aus der übrigen Filmherstellung werden soll, darüber ist es schwer, Auskunft zu geben. Wenn der Schweizer jetzt nicht fühlt, dass wir einen eigenen Film haben müssen, wenn niemand dafür sorgt, dass die primärsten Gesetze geschaffen und eingehalten werden — dann werden es einmal viele, sehr viele bereuen, dass der Schweizer Film aus diesen, solchen Gründen nie werden konnte, was er hätte werden können! —G.

William Saroyan

William Saroyan, einer der bedeutendsten und interessantesten Gestalten der heutigen amerikanischen Literatur, ist der Sohn eines armenischen Einwanderers. Er ist unter kalifornischen Weinbauern aufgewachsen, war als Junge Zeitungsverkäufer und Telegraphenbote, hungerte als Arbeitsloser in San Francisco und als angehende Schriftsteller in einem möblierten Zimmer. All diese Erfahrungen hat er in seiner ersten Novellensammlung verarbeitet, die er nach einem populären Schlager: «The Daring Young Man on the Flying Trapez» benannte (1934). Er kennt nur eine Kunstform: die der persönlichen Beichte, und nur eine Tendenz: die Brüderschaft der Menschheit aufzuzeigen. Er glaubt weder an Zivilisation und Fortschritt noch an Nationen, Rassen oder Regierungsformen. Er erklärt, ein Agitator zu sein für die Rückkehr der Menschen zu ihrer natürlichen Würde und Güte. Neben einer Reihe von Novellenbüchern hat Saroyan eigenartig phantastische Theaterstücke geschrieben, von denen vor allem «The Time of Your Life» und «Across the Bard of Tomorrow Morning» grosses Aufsehen machten.

In seinen Werken ist viel von der Weisheit des Orients, sozusagen naiver Scharfsinn und anarchische Naturphilosophie. Mit seiner Phantasie erschafft er eine befreiende Welt von ausgelassener Lustigkeit, eine Welt der Parodie und der Ironie.

Seine ständige Geste ist die des freien und souveränen Improvisators.

«The Human Comedy» ist eine Kleinstadtgeschichte, in der ein vierzehnjähriger Telegraphenjunge und sein vierjähriges Brüderchen die Hauptfiguren sind. Da die kalifornische Stadt Ithaca heisst, darf es bei Saroyan nicht verwundern, dass er seine kleinen Helden Ulysses und Homer nennt. Mutter und Geschwister, Lehrer und Kameraden, vor allem aber die Beamten des Telegraphenamtes — sie sind zwar ein wenig unwahrscheinlich, aber überaus sympathische Vertreter des Guten, wie denn im ganzen Buch kein schlechter Mensch vorkommt.

William Saroyan ist aber keineswegs Moralist. Er präpariert nur gewissermassen das Gute im Menschen heraus, das unzerstörbar ist. Er findet das Gute sogar im Schlechten. Die Szenenfolge, durch die sich nur unmerklich eine tragische, aber durchaus nicht traurige Handlung zieht, fesselt durch die gütig-humorvolle Art, in der er die kuriosen Erlebnisse seiner Figuren darstellt.

Die Welt hat noch ein Herz. Auf seine leisen Schläge zu horchen im Kampfgetöse, ist dieses Dichters selbstgewählte Mission.

Im Berman-Fischer-Verlag, Stockholm, ist soeben in deutscher Uebersetzung der Roman unter dem Titel «Menschliche Komödie» erschienen.

Zum Nachdenken

Zitate aus Ortigas Werk

Für mich ist Adel gleichbedeutend mit gespanntem Leben, Leben, das immer in Bereitschaft ist, sich selbst zu überwinden; von dem, was es erreicht hat, fortzuschreiten zu dem, was es sich als Pflicht und Forderung vorsetzt. So stellt sich edles Leben dem gemeinen oder tatenlosen gegenüber, das sich bewegungslos in sich selbst verschliesst und zum dauernden In-sich-Beharren verurteilt ist, wenn eine äussere Kraft es nicht zwingt, aus sich herauszugehen. Dies der Grund, warum wir die Menschenart, mit der wir es hier zu tun haben, «Masse» nennen; nicht weil sie zahlreich, sondern weil sie träge ist.

Wenn man im Leben fortschreitet, bemerkt man bis zum Ueberdruß, wie wenig Menschen zu einer Anstrengung imstande sind, die ihnen nicht als genaue Antwort auf eine äussere Notwendigkeit auferlegt wird. Darum haften die wenigen, die wir einer spontanen, freiwilligen Tat fähig fanden, noch herausgehobener und gleichsam monumentalisiert in unserem Gedächtnis. Sie sind die Ausgezeichneten, die Edlen, die einzigen Aktiven, nicht nur Reaktiven, für welche das Leben eine ständige Spannung, ein unaufhörliches Training ist. Training — Askese. Sie sind die Asketen.

(Aus «Aufstand der Massen».)

*

Man möchte uns zuweilen einreden, das Leben könne auch bestehen ohne jede Intervention der Ideale. Dann wären diese folgerichtig das fünfte Rad am Wagen — ein gleich ehrenvolles wie gänzlich überflüssiges Anhängsel des Lebens. Davon glaube ich kein Wort. Das Leben, alles Leben, mindestens alles menschliche Leben, ist unmöglich ohne Ideal. Oder anders ausgedrückt: Das Ideal ist ein konstitutives Element des Lebens. Die Ideale sind die Stimulantia der Psyche. Ideale ziehen und regen unser Leben an. Ideale sind biologische Sprungfedern, Zündhütchen für Energien, die am Explodieren sind. Das Ideal ist ein Organ des Lebens, mit der Bestimmung, dasselbe anzureizen. Das Leben braucht wie der Reiter Sporen. Deshalb hat die Biologie bei ihren Analysen sich keineswegs auf Körper und Seele eines Lebewesens zu beschränken, sondern dazu das Inventar seiner Ideale aufzunehmen. Denn es kann geschehen, dass wir gesund an Körper und an Seele einer vitalen Dekadenz verfallen: Einzig durch schlechte Hygiene der Ideale.

(Aus «Ueber die Liebe».)

*

Man vergesse nicht, dass der entscheidende Faktor in der Geschichte eines Volkes der Durchschnittsmensch ist. Von seiner Beschaffenheit hängt die Konstitution des Volkskörpers ab. Damit möchte ich den ausserlesenen einzelnen, den überragenden Figuren, belleibe nicht eine mächtige Einwirkung auf die Geschichte der Rasse abstreiten. Ohne sie gäbe es nichts, was der Mühe wert wäre. Aber so ausgezeichnet und vollkommen sie sein mögen, sie können historisch nur in dem Masse wirken, wie ihr Beispiel und Einfluss den mittleren Menschen ergreift. Was sollen wir dabei tun! Die Geschichte ist ohne Gnade die Herrschaft der Mittelmässigen. Der grösste Genius zerschellt an der unbegrenzten Gewalt des Gewöhnlichen. Der Planet ist offenbar geschaffen, damit der Durchschnittsmensch auf ewig herrscht. Darum hängt alles davon ab, dass das mittlere Niveau so hoch wie möglich ist. Und was die Völker gross macht, sind in erster Linie nicht ihre grossen Männer, es ist die Höhe der unzähligen Mittelmässigen.

José Ortega y Gasset.

(Aus «Aufgabe unserer Zeit».)

Welche Krankheit ist am verbreitetsten?

Wahrscheinlich das Rheuma! Neue Statistiken zeigen, dass mehr Menschen infolge rheumatischer Störungen arbeitsunfähig werden als durch Tuberkulose. Daher erfordert gerade das Rheuma besondere Aufmerksamkeit und frühzeitige energische Behandlung. Diese besteht in erster Linie in einer Regelung der Lebensweise und der Entfernung versteckter Krankheitsherde, falls sich solche an Zähnen, Mandeln und sonstwo im Körper finden lassen. Ferner spielen Wärmebehandlung, Massage und nicht zuletzt die Anwendung eines bewährten Arzneimittels eine grosse Rolle.

Ein altbewährtes und immer wieder gerne mit Erfolg gebrauchtes Mittel ist Tegal. Es hilft sowohl bei Gelenk- und Muskelrheumatismus, bei Ischias, Hexenschuss, Nervenschmerzen als auch bei Erkältungskrankheiten. Tegal beseitigt die Beschwerden, bessert die Beweglichkeit und fördert die Heilung. Dadurch werden Arbeitsfähigkeit und Wohlbefinden bald wieder hergestellt. Machen Sie vertrauensvoll einen Versuch! Sie werden nicht enttäuscht sein. Sie erhalten Tegal zum Preise von Fr. 1.60 in jeder Apotheke.

uns, ein bisschen ausser sich: «Die Mutter hat geschrieben! Sofort geschrieben!» Er streckt uns den Brief hin. Und als wir dieses jubelnde Gestammel gelesen haben, das die fassungslose Freude der Frau ausdrückt, die nach Jahren eine erste Nachricht — und eine gute Nachricht — von ihrem Kind in Händen hält, meint der nächste kleine Bursche, der nun acht Jahre still und brav sein Heimweh geschluckt und nur das getan hat, was man billigerweise von ihm erwartete, nämlich ein schaffiger, brauchbarer Pilegub zu sein: «Es ist grad, als sähe man ihr Gesicht in dem Brief...»

Jetzt will er doppelt sparen. Jetzt muss er doch das Reisegeld für einen Besuch zusammenbringen. Von ihr, von der Mutter, kann er doch nicht verlangen, dass sie hieher kommt. Sie schreibt, dass auch die kleinen neuen Geschwister ihn erwarten, dass ihr Mann sich freuen wird, die gute Nachricht im Arbeitsdetachment zu erfahren. Röbi glaubt das so gerne. Was wird sie erst sagen, wenn sie erfährt, dass er sich vierhundert Franken zusammenspart, um das Lehrgeld für eine Schreinerlehre zusammenzubringen!

Verliebt betrachtet Röbi bei diesen Worten das alte Büfett in unserem Wohnzimmer: «Immer wenn ich irgendwo hinkomme, wo ich ein schönes Möbelstück sehen kann, mag ich mich fast nicht davon trennen. Ich muss dann immer denken, wie schön es wäre, eine solche Arbeit auch fertigzubringen.»

Röbi ist längst gegangen; aber in Gedanken sehen wir ihn immer noch da sitzen und halb kindlich, halb unerfahren zu uns reden. Wie viele solche Röbis haben wir in unserem Lande, die eines Tages als Verdingbub, als Armeleutkind aus der Schule kommen, ohne dass es eine menschliche Instanz gegeben hat, die dem un bekannten, lernbegierigen Bürschlein geholfen hätte, das zu lernen, wozu seine offenkundige Neigung und Begabung ihn trieb. Warum so oft über unsere heutige Jugend schimpfen und so wenig dafür tun, dass jeder — absolut jeder — junge Mensch den freien Zugang zu einem rechten Berufe findet!

Der sechzehnjährige Röbi, Knecht, Handlanger, Ausläufer, ist ein anonymes Prachtsexemplar aus der heutigen Jugend. Aber er hat keine Ahnung davon. Er findet, es höchst selbstverständlich, mit sechzehn Jahren ein selbständiger Mann sein zu müssen. Und natürlich ist er stolz, es schon bis zum Ausläufer gebracht zu haben. Bis zum Ausläufer, der sich selber das Geld verdienen kann, um einmal Schreinerlehrling werden zu dürfen.

Emmy Moor.